

Osnabrücker Jahrbuch  
Frieden und Wissenschaft  
VI / 1999

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1998
- MUSICA PRO PACE 1998
- BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTTHEMA:  
ZUSAMMENPRALL DER KULTUREN IM  
ZEICHEN DER GLOBALISIERUNG?

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der  
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der  
Universität Osnabrück

Universitätsverlag Rasch Osnabrück

# Inhalt

Vorwort der Herausgeber . . . . .	7
Editorial . . . . .	9

## I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1998

Udo Steinbach, Hamburg <i>Islam und der Westen. Zukunft im Zeichen friedlichen Zusammenlebens?</i> . . . . .	15
---	----

Rita Süssmuth, Bonn <i>150 Jahre nach 1848 – Herausforderungen für die parlamentarische Demokratie</i> . . . . .	37
---	----

Podiumsdiskussion <i>Angst vor dem Fremden: Die ›Einheimischen‹ und die ›Anderen‹</i> Cornelie Sonntag-Wolgast, Günther Beckstein, Cem Özdemir, Peter Graf . . . . .	49
---	----

Wilhelm Heitmeyer, Bielefeld <i>Freigesetzte Gewalt – Sozialisation zwischen Desintegration und Nutzenkalkül</i> . . . . .	67
---	----

Dieter Chenaux-Repond, Bonn <i>»Europa sieht Deutschland«: Hat der Westfälische Friede das Europa von heute vorgeprägt?</i> . . . . .	79
--	----

Podiumsdiskussion <i>Kritischer Dialog oder Konfrontation mit islamistischen Staaten und Bewegungen?</i> Henry Kissinger, Johannes Rau, Sabine Christiansen . . . . .	89
---	----

<i>»Ist die Integration von türkischen Mitbürgern in Deutschland geschei- tert?« – Publikumsfragen an Henry Kissinger und Johannes Rau</i> . . . . .	104
--	-----

## II. MUSICA PRO PACE – 25. OKTOBER 1998

Stefan Hanheide, Osnabrück <i>›Friedensseufftzer und Jubelgeschrey‹ – Kriegsklagen und Friedensfeiernmusik um 1648</i> . . . . .	111
---	-----

### III. BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTHEMA:

#### *Zusammenprall der Kulturen im Zeichen der Globalisierung?*

Cornelia Schmalz-Jacobsen, Berlin

*Einwanderung und Gemeinsinn: Von der selbstbewußten offenen Gesellschaft* . . . . . 131

Dieter Kramer, Frankfurt a.M.

*Kulturelle Vielfalt ist eine notwendige Struktur menschlicher Vergemeinschaftung* . . . . . 143

Jost Halfmann, Dresden

*Können Kulturen zusammenprallen? Die Theorie der Weltgesellschaft und der »clash of civilizations«* . . . . . 157

Bassam Tibi, Göttingen / Harvard

*Friede im Nahen Osten im Lichte einer Vergegenwärtigung des Westfälischen Friedens* . . . . . 175

Moshe Zuckermann, Tel Aviv / Berlin

*Antisemitismus, Zionismus und Assimilation* . . . . . 187

Mohssen Massarrat, Osnabrück

*Islamischer Orient und christlicher Okzident: Gegenseitige Feindbilder und Perspektiven einer Kultur des Friedens* . . . . . 197

Michael Bommers, Osnabrück

*Multikulturalität und Transnationalismus: Über die nachlassende Integrationskraft des nationalen Wohlfahrtsstaates* . . . . . 213

### IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren . . . . . 231

Abbildungsnachweis . . . . . 236



Dieter Chenux-Repond

*Dieter Chenaux-Repond, Bonn*

## »Europa sieht Deutschland«: Hat der Westfälische Friede das Europa von heute vorgeprägt?

Vortrag zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober  
1998 im Rathaus der Stadt

Hat der Westfälische Friede von 1648 das Europa von heute vorgeformt? Ist mit ihm ein Entwurf der europäischen Einigung zustande gekommen, der einen zumindest residualen Niederschlag etwa in der Europäischen Union von heute findet? Gibt es so etwas wie einen Bogen, der Deutschlands Stellung und Bedeutung über 350 Jahre hinweg bestimmt?

Kühne, schwierige Fragen. – Sich ihnen zu stellen, dafür könnten Anlaß und Ort freilich besser kaum gewählt sein. Ende dieses Monats werden in Münster und Osnabrück eine stattliche Zahl europäischer Staatsoberhäupter zusammentreffen, um den 350. Jahrestag der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges feierlich zu begehen, jenes Krieges, der große Teile Europas vernichtete, Tod und Elend vor allem über Deutschland brachte und zahlreiche Archive zerstörte, so daß man beinahe von der Auslöschung der Geschichte sprechen könnte. Mit dem Frieden von Münster und Osnabrück wurde die politische Landkarte Europas stark verändert. Die Niederlande erlangten ihre Unabhängigkeit. Auch die Schweiz schied – damals Schlußpunkt einer schon lange davor einsetzenden politischen Entwicklung – aus dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation aus.

Deutschland fiel während mehr als einem halben Jahrhundert in ein wirtschaftliches und geistig-kulturelles Koma. Aber der Friede, gewiß wie immer auch politischem Kalkül entsprungen, war auch und vor allem Ausdruck einer weitverbreiteten Sehnsucht von Mitteleuropa. Und er läutete eine der längsten Perioden der Kriegslosigkeit in der Geschichte des Abendlandes ein. Damit ist vom Gefühlsmäßigen her eine starke Verbindung zur europäischen Einigung in der Folgezeit des zweiten Weltkriegs unzweifelhaft hergestellt.

Tatsächlich war die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts reich an gedanklichen Entwürfen der Einheit Europas, das damals noch, – Folge wohl der Konzentration auf grundsätzliche christliche Grundvorstellungen, mit dem weiter gefaßten Begriff des Abendlandes deckungsgleich war. – Es ging solchen Verfechtern vor allem um die Verteidigung einer Wertegemeinschaft, die

sich vom Kampf gegen die Türken nährte. Daß diese kaum 40 Jahre nach dem Westfälischen Frieden vor Wien die entscheidende Niederlage erfuhren, darf denn auch als Ergebnis einer enormen Kraftanstrengung gelten. Erwähnt seien hier nur *Juan Luis Vives* (1492–1540) und sein Buch *De Europa dissidiis et de bello Turca* sowie der *Herzog von Sully* zur Zeit *Heinrichs IV.*, der in seinen Memoiren das Projekt einer »christlichen Republik Europa« entwarf. Es darf als belustigend gelten, daß seine Republik – nicht anders als die derzeitige Europäische Union – 15 Mitglieder umfaßte: fünf Wahlmonarchien, sechs erbliche Monarchien und vier souveräne Republiken, darunter ausgerechnet die Schweiz!

Ein anderes Bild lieferte die kulturelle, die geistesgeschichtliche Entwicklung Europas, welcher der Friede von Münster und Osnabrück das Bett bereitete: Aus dem Dreißigjährigen Krieg waren vor allem Frankreich und Habsburg als Gewinner hervorgegangen – die Niederlande und die Schweiz insofern, als die inskünftig ihre eigenen Interessen verfolgen konnten, was die Niederlande als See- und Kolonialmacht konsolidierte. Die Schweiz nahm die Gelegenheit wahr, ihren potentiell in hohem Grade friedentiftenden und insofern vorbildlichen, machtpolitisch dagegen in sich gekehrten »Sonderfall« zu befestigen, der anschließend allen Verlockungen der Einmischung widerstand, in jüngster Zeit indessen ein wenig teilnahmslos wirkt. Daß Unauffälligkeit nicht unbedingt Provinzialität bedeutet, wird noch zu zeigen sein.

Was Deutschland und die Schweiz dessen ungeachtet weiterhin verband und noch immer verbindet, sind über weite Strecken ähnliche gesellschaftliche Strukturen und tradierte Werte, einfach weil diese hinter den Dreißigjährigen Krieg, ja hinter die Reformation zurückgreifen. Nennen wir es vereinfacht den »Hang zur Genossenschaftlichkeit«.

Während also einerseits die Zeit nach dem Frieden von Münster und Osnabrück bei großen Geistern nach der europäischen Einigung rief, erscheint derselbe Friede im Rückblick geradezu als ein Bruch in den abendländischen Gemeinsamkeiten. Infolge der ihm zugefügten tiefen Wunden wurde Deutschland für Jahrzehnte als prägende Kulturnation so gut wie ausgeschaltet. Der unerhörte geistige Aufschwung, den der endlich errungene Friede ermöglichte und der heute als das Zeitalter der Aufklärung, als »le temps des lumières«, bezeichnet wird, ist an Deutschland größtenteils vorbeigegangen, hat dieses Land jedenfalls erst spät und gewissermaßen nur noch episodisch erfaßt. Der folgende Exkurs über Deutschlands Geist und Gemüt ist keinesfalls als Kritik – dazu sind wir alle viel zu betroffen –, vielmehr als Befund eines Nicht-Deutschen zu verstehen. Er möge keinem anderen Ziel dienen als demjenigen, Europas heutige Lage besser zu begreifen.

Gehen wir davon aus, daß es an der Schwelle zum 18. Jahrhundert gewiß große Geister in Deutschland gab, die ihre unverbrauchte Geistesstärke in den Dienst der Vernunft stellten. Es gab einen *Leibniz*, einen *Lessing*, *Wieland* und *Kant*, die von den Schweizern *Albrecht von Haller*, *Bodmer* und

*Lavater* unterstützt wurden. Und es gab *Friedrich den Großen*. Allein, es blieb bei Ansätzen. Gestatten Sie mir, an dieser Stelle aus einem 44 Jahre alten Vortrag eines bedeutenden Landsmannes, Professor *Karl Schmid*, zu zitieren, der nach Kriegsende bis zum Beginn der siebziger Jahre an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich den Lehrstuhl für Literatur innehatte:

»Einmal war da die Belastung der deutschen Einstellung zur Aufklärung durch nationale Affekte. Schon für das damalige Deutschland ist die Aufklärung, teilweise zu Recht, westlicher Herkunft. Sie wird mit dem Namen Voltaires, d'Alemberts, Diderots, Montesquieus verbunden. Die deutsche Nation um 1750 hat an sich zwei Komplexe zu überwinden: das 17. Jahrhundert mit seiner Unfreiheit und seinem kirchlichen Terror und das Gefühl der deutschen Minderwertigkeit, das aus politischen und kulturellen Gründen vor allem gegenüber Frankreich sich bildete. Um das 17. Jahrhundert zu überwinden – und das Mittelalter in ihm –, wäre nichts geeigneter gewesen als Hinwendung zu der Diesseitigkeit und Rationalität der Aufklärung, wie sie sich zum Beispiel in Voltaire und Diderot personifizierte. Um das Gefühl der Inferiorität gegenüber der kulturellen Leistung und auch Anmaßung Frankreichs zu überwinden, war umgekehrt nichts geeigneter als ein Niedersteigen zu den eigenen Quellen deutscher Art und Kraft, also Besinnung auf die Originalität. Diesen Zwiespalt zeigt Lessing, der wesensmäßig Aufklärer, Rationalist ist und damit einer der stärksten Vertreter der deutschen Aufklärung, der es aber nicht lassen kann, gegen den französischen Stachel zu löcken, wo immer es sich fügen oder auch nur möglich ist. Und dies zeigt auch Friedrich II. von Preußen, weniger seine Person als die Geltung, die er bekommt. Der mythenbildende nationale Wille schon der Zeitgenossen, dann der Nachfahren radiert die Tatsache seiner Liebe zum Französischen fast vollständig aus, und es bleibt das Symbol des Soldatenkönigs und preußisch-deutschen Helden der Pflicht.

Die gedankliche Entscheidung für oder wider die Aufklärung ist auf solche Weise mit der existentiellen Not und Notdurft der deutschen Selbstbehauptung verschlungen gewesen und führte dazu, daß die Keime eines Denkens, aus dem das Vokabular der Französischen Revolution von 1789 und die internationalen europäischen Parolen von 1830 und 1848, ja noch von 1918 und 1945 stammen werden, nur zum kleinsten Teile Wurzeln schlagen konnten in Deutschland. Das großartige Phänomen der Aufklärung wird infolge solcher Rezeptionsfaktoren reduziert auf platte Vernünftigkeit, auf einen simplifizierten Voltaire, wird gleichgesetzt mit Ehrfurchtslosigkeit, Glaubenslosigkeit, Geheimnislosigkeit, Frechheit, mit dem Geiste des Rokoko. Wieland, der spielerisch-weltliche, gilt als ihr Repräsentant in Deutschland, und nicht die ungleich stärkere mystische Kraft Lessings.«

Aus diesem einen Grund ergibt sich für Schmid beinahe zwangsläufig

»[...] jener zweite Umstand, der die Würfel so fallen läßt, wie sie fallen. Auf einem beschränkten Schauplatz des deutschen Geisteslebens geht das Gefecht zwischen Gefühl und Verstand, Innerlichkeit und Weltzugewandtheit vollends zuungunsten der Aufklärung aus: auf dem der Dichtung.

In der deutschen Literatur wurde und werden Gottsched, Wieland usw. in einem etwas verlegenen Aufklärungs- und Rokokokapitel zusammengefaßt, in welchem bloß Lessing besser wegkommt, nicht zuletzt, weil sein *Nathan* in die Richtung der Goetheschen *Iphigenie* weist. Dann aber folgt ein Kapitel »Sturm und Drang«, wo es den Autoren spürbar warm ums Herz wird. Nun quillt's über vor Gefühl, Poesie, Genie. Alles, was bisher war, ist gewissermaßen Altes Testament. Die Affekte von Lehrern und Schülern identifizieren sich mit den Stürmern und Drängern Götzens, Werthers und Karl Moors.«

In der Tat handelt es sich um einen – nachvollziehbaren – Aufstand gegen die Schulmeister (*Gottsched*) und also gegen die Franzosen. Und da nun geschieht es, daß das Wort *Genie*, eigentlich dem Französischen entnommen, etwas Dämonisch-Göttliches mit umschließt. Man bewundert die Stürmer und Dränger als Aufständische gegen die herzlose, berechnende, ja böse Vernunft. Dieser Überschwang »dispensiert den geistigen Menschen von der Wirklichkeit und erlaubt einen Idealismus ebenso vager wie bequemer Art.«

Die Romantik nimmt wenige Jahrzehnte später diese Affekte auf: *Fichte* und *Hegel* reduzieren Kant.

Deutschland erhielt vom Dreißigjährigen Krieg an ein Sonderschicksal zugewiesen, eben diese Alternative zu Aufklärung, zu Parlamentarismus, Kompromiß und Gelassenheit.

Man verkenne dabei das künstlerische Potential solcher Abkehr keinesfalls. Aus Vernunft und Bekenntnis zur Regel wird kein künstlerischer Kern geboren. Aber was geschieht, was ist am Werk und was stellt sich ein, wenn solches Bekenntnis zur anti-vernünftigen Außerordentlichkeit aus dem Felde der Kunst exportiert und zum Monogramm einer Nation gemacht wird?

Und was geschieht, wenn der Begriff des Genies säkularisiert wird und sich auf den Feldern der Politik, des geschichtlichen Verhaltens mit den anti-rationalen Affekten ältester Abkunft auflädt? – »Schicksalsgestaltung im Banne steiler gotischer Visionen« (Karl Schmid).

Es will scheinen, als läge hier in der Tat der Schlüssel sowohl zu deutscher Exklusivität, die zu Mißverständnissen neigt, wie zur Faszination auch auf den Nicht-Deutschen, die drei Faszinationen der Einsamkeit, des Absoluten und, deswegen, der Pflichterfüllung. Sie alle drängen hin zum Radikalen, zu ›großen Durchbrüchen‹ und fliehen das Vorläufige, Relativismus, Toleranz, letztlich das Einvernehmen. »*Pecca fortiter*«, sündige tapfer, heißt's bei *Lu-*



ther. Damit geht unweigerlich einher die lächelnde Geringschätzung für »das kleine moralische Bemühen«, das seine Ausprägung in dem unperfekt Milizhaftigen verpflichteten gesellschaftlichen Organisationsformen findet.

Die im Titel gestellte Frage »Hat der Westfälische Friede das Europa von heute vorgeformt?« kann also in zweierlei Hinsicht bejaht werden: Zum einen hatte der Dreißigjährige Krieg weite Teile Zentraleuropas derart zerstört und erschöpft, daß der Subkontinent in eine Art von neuem Aggregatzustand verfiel. Dieser verbot neue, größere Zudringlichkeit und rief zur inneren Disziplinierung auf ebenso wie zur Zusammenfassung der gemeinsamen Kräfte gegen die *Osmanen*. Denn der Sieg über die Türken vor Wien leitete recht eigentlich den *roll-back* des Christentums in südöstlicher Richtung ein. Insofern sind die Ähnlichkeiten mit der Situation Westeuropas nach der Überwindung des Zweiten Weltkrieges bemerkenswert. Und was sich 1684 vor Wien abspielte, kann durchaus in einem Atemzuge mit der ›Wende‹ von 1990 genannt werden.

Zum anderen aber trat vor 350 Jahren eine zweite, eine negative kulturelle Vorformung ein, indem Deutschland das Zeitalter der Aufklärung weitgehend ›verpaßte‹. Dadurch verschob sich die Grenzlinie zwischen dem aufkommenden westlichen Bürgertum, das von kompromißbereiter Vernunft lebte und einmal errungene Freiheiten so leicht nicht mehr aus der Hand gibt, und dem mehr emotionsbeladenen, gefühlsbetonten, zu Unterwerfung neigenden Slawentum, verschob sich diese Grenzlinie, die Deutschland aus Gründen der Besiedlung wie der Topographie immer schon gekennzeichnet hatte, nach Westen.

Während die durchaus westlich geprägten Städte mit ihren herrlichen Häusern und Plätzen von Prag und Wien bis zur iberischen Sonderwelt längst standen, wurden westliche Daseins- und Herrschaftsformen in Deutschland allmählich in dem Maße vom Gedankengut der Völkerwanderungszeit überzogen, wie aus den Hunderten von deutschen Teilgebieten ganz allmählich der Zusammenschluß emporwuchs. Das 18. und 19. Jahrhundert ist nicht Gegenstand unserer Betrachtung. Wir schlagen die Brücke zum 20. und stellen fest, was den Heutigen als beinahe unvorstellbar gilt: daß nämlich bis zum Ende des Ersten Weltkrieges westliche Demokratie und Parlamentarismus in Deutschland als platt, ja als korrupt galten im Vergleich zu dem in unzähligen Köpfen und Herzen verwurzelten Bild des Stammesführers, der mit seinen hingeebenen Mannen unter dem raunenden Blätterwald der Eiche – der deutschen Eiche – Einhelligkeit versprach. Dieses Gegenbild wurde dann ab 1870, erst recht nach der Entlassung Bismarcks virulent. Es brachte zwar unvergängliche geistige und kulturelle Leistungen (in der Musik z.B.) hervor. Aber es bereitete auch *Hitler* den Weg. Und allen tiefgreifenden Wandlungen, Lernprozessen und Nachkriegs-Zuordnungen zum Trotz enthüllt sich hinter dem Gegensatz etwa zwischen lateinisch-angelsächsischem *ius soli* und dem deutschen *ius sanguinis* die noch immer hartnäckige deut-

sche Abwehrhaltung gegen eine doppelte Staatsbürgerschaft. Hier die Blutsbrüderschaft, dort die gallo-römische Reichsidee, anderthalb Jahrtausende nach der Völkerwanderungszeit!

Es wäre gewiß verlockend, den geistesgeschichtlichen, den kulturellen Entwicklungen, den gemeinsamen wie den gegenläufigen des achtzehnten, des neunzehnten und der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nachzuspüren, das seinerseits demnächst der Vergangenheit angehören wird. Allein, Thema und Zeit veranlassen uns, nun den Werdegang Europas seit 1945 zu interpretieren. Sicher ist, daß, wenn der Erste Weltkrieg europäische Hybris und nationalen Größenwahn ins Selbstzerstörerische hat wuchern lassen, der Zweite Weltkrieg unsern Subkontinent weitestgehend erschöpft hat – die Parallele zu Zentraleuropa nach dem Dreißigjährigen Krieg ist unbestreitbar. Nur waren Ermattung und Verlust der uralten Weltgeltung diesmal so vollkommen, daß als der einzige noch offene Weg sich derjenige des Zusammengehens darstellte. Der qualitative Unterschied zu 1648 bestand darin, daß den Schöpfern der westeuropäischen Einigung ein vertragliches, das heißt ein kündbares Kooperationsverhältnis nicht länger zu genügen schien. Und so wurde in den fünfziger Jahren die politische Finalität der Vergemeinschaftung geschaffen, vergleichbar nur dem Bundesstaat, also der nichtkündbaren, auf dem Subsidiaritätsprinzip gründenden Föderation mit überstaatlichen, nur dem Ganzen verantwortlichen Gemeinschaftsorganen.

Die europäische Nachkriegsgeschichte ist die Geschichte der Atlantischen Verteidigungsgemeinschaft NATO, der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft EWG, der Europäischen Gemeinschaft EG und der Europäischen Union EU. Sie war 45 Jahre lang geprägt von der unüberwindbaren Kluft zwischen den Teilen Europas, die aus Hitlers Angriffskrieg hervorgegangen waren, entlang jener Grenze, die mitten durch Deutschland lief und die unseren Subkontinent in zwei total verschiedene Wertgemeinschaften schied, von denen freilich nur die westliche demokratisch legitimiert war. Der plötzliche Zusammenbruch des von der ebenfalls dahingegangenen Sowjetunion gehandhabten Kommunismus bescherte uns die ›Wende‹, somit nichts anderes als ein in seinen althergebrachten geographischen Grenzen wiederhergestelltes Europa. Daß dennoch die auf den Dreißigjährigen Krieg, ja bis wenigstens zur Reformation zurückreichenden, tiefgreifenden kulturgeschichtlichen Unterschiede zwischen West und Ost mit in die Erbschaft einfließen, darf bei aller Erleichterung über die für die nähere Zukunft weggefallene militärische Bedrohung keineswegs übersehen werden.

Die Formfindung Europas, seine Suche nach einem neuen Aggregatzustand ist – wie könnte es anders sein? – stark geprägt worden sowohl von der Entstehung als auch von der Überwindung des Nationalsozialismus und des Kommunismus. Der erstgenannte reduzierte den zuvor so herrlich blühenden kulturellen Liberalismus und Pluralismus auf kleine Restgebiete wie die Schweiz, ein Umstand, der neuerdings in Vergessenheit zu geraten scheint.

Nach Hitlers Niederlage nahm die Sowjetunion ganz Osteuropa bis hin zur Elbe in Beschlag. Um so kräftiger wuchs im freien Teil Europas die Überzeugung, in einer großen Anstrengung die eigenen Kräfte durch Vergemeinschaftung zu bündeln, dadurch an Stärke zu gewinnen und gleichzeitig Deutschland, dessen *comeback* unter westlichen Vorzeichen schon seit Bundeskanzler Adenauer klar war, unwiderruflich in die freie Welt einzubinden.

Dieser Prozeß gelang nicht in einem Anlauf, und er war von Rückschlägen gekennzeichnet im Sinne des Festhaltens an den ältesten Attributen der nationalen Souveränität, nämlich an der Außen- und Sicherheitspolitik. Insgesamt ist indessen das vereinte Europa in den vierzig Jahren seit der Unterzeichnung der Römischen Verträge im Jahre 1958 ein großes Stück weitergekommen, und der in wenigen Wochen in Kraft tretende *Euro* dürfte einen eigentlichen Quantensprung erzeugen.

Es ist merkwürdig, aber keineswegs inkonsequent, daß nun ausgerechnet die Wiederherstellung Europas in seinen historischen Grenzen den Integrationsprozeß in Frage stellt. Gewiß ist dafür auch die bedauerliche Tatsache verantwortlich, daß den Heutigen der Sinn dafür abhanden zu kommen droht, warum ihre Eltern und Großeltern mit solcher Hartnäckigkeit die politische Finalität der jetzigen Europäischen Union verfolgt haben. Sie neigen zur schulterzuckenden, etwas geringschätzigen Frage: »Was bringt's?« Von größerem Gewicht ist meines Erachtens jedoch, daß eine vielleicht allzu große Zahl osteuropäischer Staaten sich Illusionen darüber hingibt, was die Teilnahme an der EU und selbst an der NATO ihnen abverlangt. Umgekehrt besehen droht eine zu hastige Erweiterung der Europäischen Union diese nicht nur finanziell zu überfordern, sondern das Tempo der Vergemeinschaftung der Integration weiter zu reduzieren. Das Bild der ›Wassersuppe‹ bietet sich an. Ich gestehe offen ein, daß für einen Menschen meiner Generation, nur um etwa fünf Jahre jünger als Helmut Kohl, die Vision einer Regression Europas auf ein System bloßer Kooperation, auf die Konföderation also, die kündbar ist und bestenfalls schwache Gemeinschaftsorgane zuläßt, als durchaus schrecklich erscheint. Hat nicht der große *Friedrich Schiller* in seinem *Wilhelm Tell* diese Weisheit ausgesprochen: »Der Starke ist am mächtigsten allein«?

Doch kehren wir zum eigentlichen Thema zurück, zur Frage, was das heutige Europa dem Westfälischen Frieden verdankt. Es verdankt ihm den Willen zum Frieden, und das ist viel in der Geschichte einer Menschheit, die immer wieder zum Krieg als *ultima ratio* gegriffen hat. Die europäischen Staatsmänner der Zeit nach 1945 haben erkannt, daß die *ultima ratio*, die höchste Vernunft darin besteht, die Menschen ohne Krieg zufriedenzustellen. Wir verdanken dem Frieden von Münster und Osnabrück also viel, auch wenn er halt nicht ewig gedauert hat. Die Menschen scheinen die Fortgeltung bestimmter Einsichten hinter den Hang zur Vergeßlichkeit zu stellen. Der Drang, erster zu sein, erster im Fußball oder im Autorennen, scheint eine

neue Wucherung des Nationalismus zu sein. Sie hat mit Patriotismus wenig gemein. Bundespräsident *Herzog* hat in einer seiner Reden daran erinnert, andern recht zu geben sei zuweilen langfristig klüger, als stets auf seinem eigenen, oft nur vermeintlichen Recht zu bestehen.

Das haben uns vor 350 Jahren die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück gelehrt. Aus diesem Grunde geht von diesen Städten eine fortwirkende Symbolkraft aus. Noch in diesem Monat wird die Gegenwart zahlreicher gekrönter Häupter und Staatspräsidenten in Münster und Osnabrück davon Zeugnis ablegen. Ich bin sicher, daß mein eigener Staatspräsident bei dieser Gelegenheit in seinem Innern nicht allein ob des Verhandlungserfolgs des seinerzeitigen Schweizer Unterhändlers *Rudolf Wettstein*, des damaligen Bürgermeisters von Basel, befriedigt sein, vielmehr auch Dankbarkeit dafür empfinden wird, daß man die Schweiz 1648 gewissermaßen hat ziehen lassen. Sie paßte in kein Schema, ist aber gerade deshalb Europa nicht abhanden gekommen, allen naturgegebenen und geschichtlichen Voraussetzungen zum Trotz, die sich heute – gerne gebe ich es zu – in einer nicht immer verständlichen Zögerlichkeit kundtun. Die Schöpfer des Westfälischen Friedens haben, vielleicht unbewußt, nach der tiefen Einsicht gehandelt, der ich vor zwanzig Jahren zuletzt in einem großen Roman begegnet bin: Wir haben nur, was wir nicht halten!

Heute begehen wir den Tag der Deutschen Einheit. Es ist mir eine hohe Ehre, just zu dieser Gelegenheit die Eröffnung der Vortragsreihe *Europa sieht Deutschland* wahrnehmen zu dürfen. Ihre Stadt ist mir teuer; ihr karolingischer Dom steht unerschüttert an dem für ihn vor vielen Jahrhunderten bestimmten Ort. Vor wenigen Monaten war ich dort Zeuge einer feierlichen Priesterweihe. Mehr noch als die Feierlichkeit hat sich mir die dort zu jener Stunde gelebte Freundlichkeit eingeprägt, eine ebenso diskrete wie wirksame Gabe. Die Qualität der Diskretion liegt in der Entschlossenheit, sie nicht für plakative Zwecke zu mißbrauchen. Ihre Wirksamkeit sehe ich darin, daß sie eine fortwirkende Erinnerung an das ist, was war und was wieder sein könnte, daß ihr Beispielhaftigkeit innewohnt, daß sie nachklingt, auch nachdem wir alle den Staub der Geschichte geatmet haben werden.

Wenn wir diese Chance wahrnehmen, am Tag der deutschen Einheit, aus Anlaß der 350. Wiederkehr des Westfälischen Friedens, dann wird vielleicht doch nicht alles nutzlos gewesen sein.